



Hildegard Krug

*Der
tapfere
Kandidat*

Aufblick

SP 12098

Der tapfere Kandidat

Nach Bernhard Turovius neu erzählt von Hildegard Krug

Man schrieb das Jahr 1725. Ich, Rudolf Vargula, war damals Kandidat der Theologie und wohnte in der Stadt Erfurt. Mein Vater, der Forstmeister im Dienste des Fürsten von Schwarzembach gewesen war, hatte mir ein nettes Vermögen hinterlassen. So eilte es mir nicht, mich nach einer Pfarre umzusehen. Ich bildete mich weiter aus in den von mir geliebten Fächern Mathematik und Astronomie. Außerdem schrieb ich an einem Buch, von dem ich hoffte, es würde mir vielleicht den Zugang zu einer Universitätslaufbahn eröffnen. Theologieprofessor — das schien mir ein lohnendes Berufsziel zu sein.

So lebte ich ganz behaglich da in Erfurt, gemütlich untergebracht bei dem ehrsamem Seifenledermeister Jeremias Zwickel. Eine Braut hatte ich auch schon. Die hatte ich auf eine recht merkwürdige Art kennengelernt.

Als ich eines Abends am Ufer der Gera spazierenging, hörte ich plötzlich Hilferufe. Was war geschehen? Ein junges Mädchen hatte am Rande des Flusses Blumen gepflückt und war dabei ins Wasser gefallen. Ihre unglückliche Mutter rang am Ufer verzweifelt die Hände und war einer Ohnmacht nahe. Schnell eilte ich dem Mädchen zu Hilfe und zog es aus dem Fluß.

Bald stellte es sich heraus, daß die beiden Damen, denen ich beigestanden hatte, gar keine Fremden waren. Der Name „Kaldow“ war mir wohlbekannt: Mein Vater war der Vorgesetzte des verstorbenen Försters Kaldow gewesen. Seine Witwe hatte ich dann aber aus den Augen verloren. Als Junge hatte ich oft mit Förster Kaldows Stieftöchterchen, der kleinen Mimi von Redtstein, gespielt. Nun sah ich sie nach Jahren als junges

Mädchen wieder — und ich muß sagen, sie gefiel mir, so schlank und fein, so munter und fröhlich, wie sie war. — Ich machte den Damen meine Aufwartung, und es erging uns nach Art der jungen Leute: Mimi und ich gewannen einander lieb und verlobten uns.

Aber ach! Eine Rose ohne Dornen erblüht uns leider nie an unserm Lebensweg. Das Dorngesträuch, das mir damals auf meinem Pfade zu schaffen machte, war meine Schwiegermama in spe. Sie war eine geborene von Pommersdorf und war in ihrer Jugend Edelfräulein am Hofe des Fürsten von Schwarzenbach gewesen. In reifen Jahren hatte sie einen lebenslustigen Kavalleren Herrn von Redtstein — geheiratet und nach seinem frühen Tode in zweiter Ehe den Förster Kaldow. Schon immer hatte sie für hochmütig gegolten, und ich mußte lügen, wenn ich behaupten würde, daß sie einen lebenswürdigen Charakter gehabt hätte.

Mit meiner Braut war ich einig. Sie wollte gerne warten, bis mir mein Zukunftsweg ganz klar geworden war. Aber meine Schwiegermama? Wie dachte sie darüber? Sie war es ja gewohnt, überall ihren Willen durchzusetzen. Und falls ich ihr einmal zu widersprechen wagte, mußte die arme Mimi es nachher entgelten.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn meine Wirtsleute, die guten Zwickels, nicht einen Neffen gehabt hätten, der Kammerdiener war bei dem Herzog von Sachsen-Liebenstein. Durch diesen Neffen erfuhr das Ehepaar Zwickel, daß der Herzog dringend einen neuen Hofprediger suche. Und sogleich kam der Frau Zwickel ein Gedanke: ob das nicht am Ende eine Stelle für unsern Kandidaten wäre? — Die guten Leuten hielten nämlich große Stücke auf mich.

Meister Zwickel rückte denn auch unverzüglich mit dem Vorschlag seiner Frau heraus. Ich bedankte mich höflich, wie sich das gehört, erklärte ihm aber, daß ich gar keine Lust hätte, Hofprediger zu werden. Nun wollte er gerne den Grund meiner Ablehnung erfahren.

„Nun“, erwiderte ich, „es steht doch in der Bibel, daß niemand zwei Herren dienen kann. Und Hofdienst ist immer auch ein bißchen Herrendienst.“

Ich erzählte ihm dann noch, daß ich gerade an einem Buche schrieb. Für später wüßte ich mir nichts Besseres als eine Pfarstelle auf einem stillen Dorf, wo ich in Treue mein Amt zu verwalten und mich nebenher noch meinen Studien zu widmen gedächte. Jeremias Zwickel mußte also unverrichteter Dinge abziehen, und ich atmete auf. Leider hatte ich mich zu früh gefreut. Mit Frau Zwickels Schlaueit hatte ich nicht gerechnet. Die Gute begab sich spornstreichs zu meiner Schwiegermama, und als ich am Abend dort vorsprach, forderte sie mich gebieterisch auf, mich um die Hofpredigerstelle beim Herzog von Sachsen-Liebenstein zu bewerben. Ich sträubte mich, so gut ich konnte.

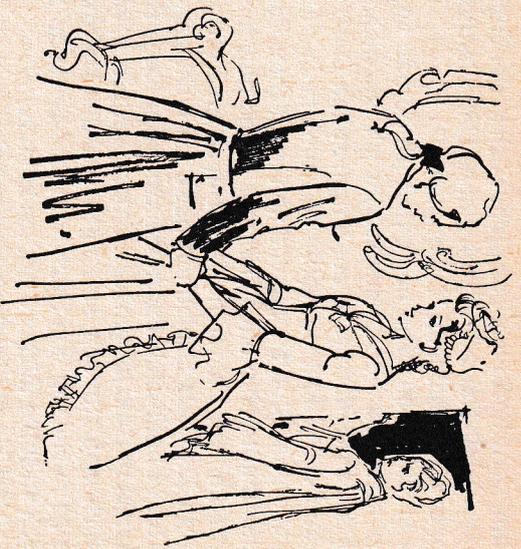
„Daß die Herzogin eine schwarzenbachsche Prinzessin ist, bedeutet Ihnen natürlich nichts“, bemerkte Frau Kaldow spitz und schenkte mir einen eisigen Blick. „Sie erinnern sich wohl nicht mehr daran, daß ich dort am Hofe Edelfräulein gewesen bin, bevor ich Mimis Vater heiratete? Der Oberhofmeister der Herzogin, Baron von Almenhausen, ist auch ein alter Bekannter von mir. Warum weigern Sie sich nun, uns Gelegenheit zu geben, in die Kreise zurückzukehren, in die wir gehören?“

Ich blieb dabei: „Mimi und ich werden auch anderswo glücklich — ja, noch viel glücklicher sein.“

Schließlich zog sie sich ins Nebenzimmer zurück, nicht ohne vorher einen drohenden Blick auf Mimi abgefuehrt zu haben.

Damals verkehrten Brautleute ja sehr förmlich miteinander, das vertrauliche „Du“ wurde nicht angewandt. — Mit meiner Braut allein geliebt, versuchte ich ihr klarzumachen, daß der Hof von Liebenstein kein geeigneter Ort für uns beide sei.

„Sie haben gewiß schon gehört, liebste Mimi, daß dort beim Herzog rauhe Sitten herrschen, und daß er



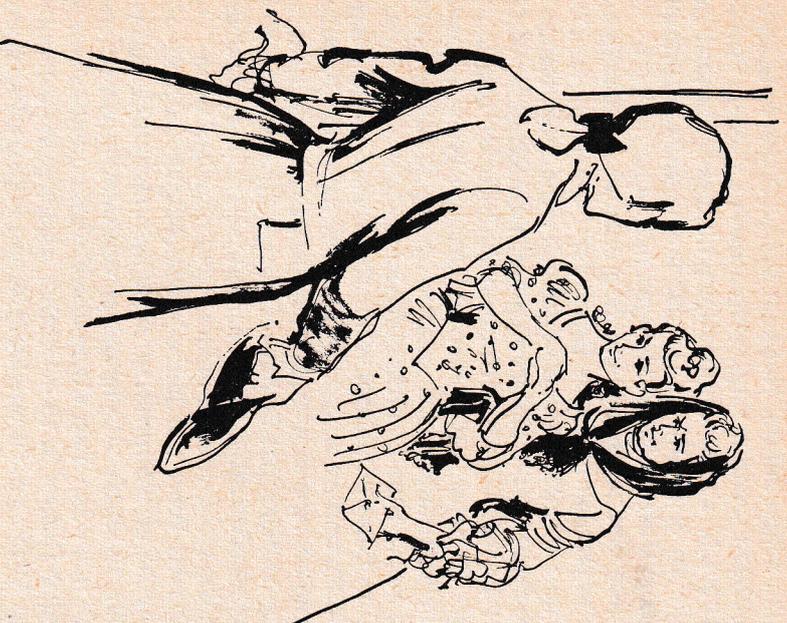
leider ein Trinker ist. Ich als sein Prediger und Seelsorger würde ihm Vorhaltungen machen müssen — und die Stelle daraufhin unweigerlich wieder verlieren. Wes halb also erst den Versuch machen?“

Schüchtern schlug Mimi mir vor, doch wenigstens einmal eine Probepredigt zu halten. Falls sie entsprechend ausfielen, würde mich der Herzog ja gar nicht anstellen.

„Das wäre nicht aufrichtig“, gab ich ihr zu bedenken. „So etwas darf ein redlicher Mann nicht tun — und ein Prediger des Evangeliums schon gar nicht.“

Sie schaute ganz betrübt drein. Tränen traten ihr in die Augen. „Die Ärmste hat natürlich Angst vor ihrer Mama“, durchfuhr es mich, und ich nahm schnell ihre Hand. „Liebste Mimi, hören Sie!“ tröstete ich sie. „Ich werde nach Liebenstein gehen und dort Erkundigungen einziehen. Vielleicht erfahre ich dann, daß eine Bewerbung ganz aussichtslos wäre. So könnten wir Ihre Mama zufriedenstellen.“

4



Mimi atmete erleichtert auf. Auch Frau Kaldow tat ganz lebenswürdig, als sie von meinem Vorhaben erfuhr. Sie gab mir sogleich ein Empfehlungsschreiben an den Oberhofmeister der Herzogin mit.

Einige Tage später ritt ich dann tatsächlich los. Das Reiten war übrigens von Jugend auf meine besondere Liebhaberei. Aber diesmal genoß ich den Ritt nicht so wie sonst. Stand ich nicht im Begriff, eine große Dummheit zu begehen? Wie, wenn die Falle nun zuschnappte, und ich in Liebenstein am Hofe gefangen saß? Nun, ich

5

wollte schon auf der Hut sein. Baron Almenhausen war ein alter Freund meines verstorbenen Vaters. Von ihm hoffte ich, soviel Ungünstiges über die Hofpredigerstelle zu erfahren, daß sogar meine Schwiegermutter meinen Verzicht darauf billigen mußte.

Herr von Almenhausen begrüßte mich freudig und las zuerst einmal den Brief der Frau Kaldow. Dann lächelte er mich an und versprach, sein Möglichstes zu tun, damit ich die Hofpredigerstelle erhalte.

„Aber ich will sie doch gar nicht!“ rief ich unglücklich aus. „Es handelt sich hier nur um den Wunsch meiner Schwiegermutter. Ich möchte meine Unabhängigkeit und meine Studien nicht aufgeben.“

Der Oberhofmeister erkundigte sich nach meinen Studien, und als er von meinem Interesse für die Astro- nomie hörte, rief er aus: „Das ist ja das Steckenpferd unseres Herzogs! Er hat sich sogar schon eine Stern- warte eingerichtet. Wenn er dort ist, trinkt er nicht. Se- hen Sie wohl, wieviel in Ihre Hand gegeben wäre?“

Dieses Wort traf mich. Vielleicht galt es hier, eine Menschenseele zu retten. Aber nein, der Hofdienst war nichts für mich. Als mir Herr von Almenhausen dann auch noch den Text für meine Probepredigt verriet — nämlich Richter 9, 13 — kochte ich innerlich vor Empö- rung. War es nicht unwürdig, einen solchen Predigttext zu wählen: „Der Wein macht Götter und Menschen fröh- lich“? Das hieß ja, mit Gottes Wort Spott treiben! Nein, niemals würde ich nach Liebenstein gehen!

Gerade wollte ich mich von dem Oberhofmeister ver- abschieden und den Heimweg antreten, als etwas pas- sierte. Meine Liebe zu Pferden — ja, die sollte mir nun zum Verhängnis werden. Unsere Unterredung hatte draußen im Hof stattgefunden. Ein Reitknecht führte dort zwei Pferde auf und ab. Plötzlich riß sich eines der Tiere — ein junger, feurriger Fuchs — los und rannte dem offenen Hoftor zu. Ich raste hinterher. Es gelang mir auch, einen Zügel zu fassen und das Pferd zum

Stehen zu bringen. Dann konnte ich nicht widerstehen und schwang mich in den Sattel. Der Fuchs stieg ker- zengerade und versuchte, mich abzuwerfen. Doch bald hatte ich ihn in der Gewalt.

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener, breitschultriger Herr mit einem roten Gesicht in den Torbogen. „Bravo!“ rief er mir zu. „Und nun reitet mir einmal die Schule durch! Ich kommandiere.“

Das gefiel mir zwar nicht, ich meine das Kommandie- ren, aber die Freude, auf diesem edlen Tier sitzen zu dürfen, vertrieb mein Unbehagen, und so führte ich getreulich alle Befehle aus. Dann grüßte ich den Herrn mit dem roten Gesicht kavalierrmäßig und stieg ab.

Jetzt wandte sich der breitschultrige Herr an den Oberhofmeister mit der Frage: „Wen habt Ihr da?“

„Es ist der Kandidat der Theologie Rudolf Vargula“, beeilte sich Baron Almenhausen zu berichten. „Er möchte sich bei uns um die Hofpredigerstelle bewer- ben.“

Der Herr mit dem roten Gesicht — es war der Her- zog selbst — sagte daraufhin: „Das ist mir lieb. Bis Sonntag kann Er seine Probepredigt fertig haben.“

Es wurde mir sehr unbehaglich, aber ich nahm all meinen Mut zusammen und versuchte ihm zu erklären, daß ich lieber auf diesen Posten verzichteten würde.

Da färbte sich das Gesicht des Herzogs dunkelrot, und er fuhr mich an: „Wozu ist Er dann hergekommen? Doch der Stelle wegen? Und nun, da ich Ihn die Stelle selber anbiete, kann Er sie nicht annehmen?“

Herr von Almenhausen ergriff schnell das Wort und sagte begütigend: „Es ist nur seine Bescheidenheit, die ihn zögern läßt. Am nächsten Sonntag wird er seine Probepredigt halten.“

„Das will ich hoffen“, brummte der Herzog. „Und ich zweifle nicht, daß Er seine Sache gut machen wird. Schafft seine Zeugnisse in mein Kabinett! Dann geht ihm den Predigttext. Es bleibt dabei: Richter 9, Vers

13." — Er nickte uns noch einmal zu und ging davon. Unwillig wandte ich mich jetzt an den Oberhofmeister. Der hatte mich ja schön hineingeritten! Wieder lächelte er sein begütigendes Lächeln. „Aber Sie werden sich doch nicht vor einer Predigt fürchten! Schon mir zuliebe müssen Sie nun eine halten. Sie dürfen mich schließlich nicht stecken lassen. Und ich hoffe von Herzen, daß Sie unser Hofprediger werden. Dem Herzog haben Ihre Reitkunst und Ihr furchtloses Auftreten auch imponiert.“

Furchtlos? Na, mir war bange und elend genug, wenn ich an das dachte, was mir bevorstand. — Später wurde ich im Hofgarten der Herzogin vorgestellt. Man sagte von ihr, sie hätte großen Einfluß auf den Herzog, doch sei es ihr noch nicht ganz gelungen, seine rauhen Sitten zu mildern. Sie empfing mich freundlich und sagte, sie freue sich schon auf meine erste Predigt und erwarte viel Gutes von meiner künftigen Wirksamkeit. Schließlich trug sie mir Grüße auf an meine Braut und meine Schwiegermutter, die sie ja von früher her kannte.

Da saß ich nun also in der Falle. Niedergedrückt ritte ich nach Erfurt zurück. Ich war wütend auf die ganze Welt — und am meisten auf mich selbst. Abends sprach ich bei Mimi und ihrer Mama vor. Frau Kaldow zeigte sich sehr befriedigt über den Verlauf der Dinge, und das steigerte meinen Ärger noch. Sogar gegen Mimi hegte ich einen Groll, weil ihre Bitten mich dazu gebracht hatten, jenen Besuch in Liebenstein zu machen. Ich blieb nicht lange an jenem Abend und wies die Damen darauf hin, daß sie mich in den nächsten Tagen entschuldigen müßten: da würde ich an meiner Predigt arbeiten.

Das versuchte ich auch, doch es fiel mir ausnehmend schwer. Ich konnte zu keiner rechten Sammlung kommen, meine Gedanken schweiften immer wieder ab.

Erst am Samstag machte ich wieder einen Besuch

bei Mimi und ihrer Mutter. Frau Kaldow war sehr liebenswürdig. Sie äußerte den Wunsch, mit mir und Mimi zusammen nach Liebenstein hinauszufahren, um sich meine Probepredigt anzuhören.

Ich erwiderte in kühlem Ton: „Vielen Dank, aber ich halte das nicht für angebracht. Es würde mich nur ablenken. Außerdem gedenke ich nicht zu fahren, sondern zu reiten.“

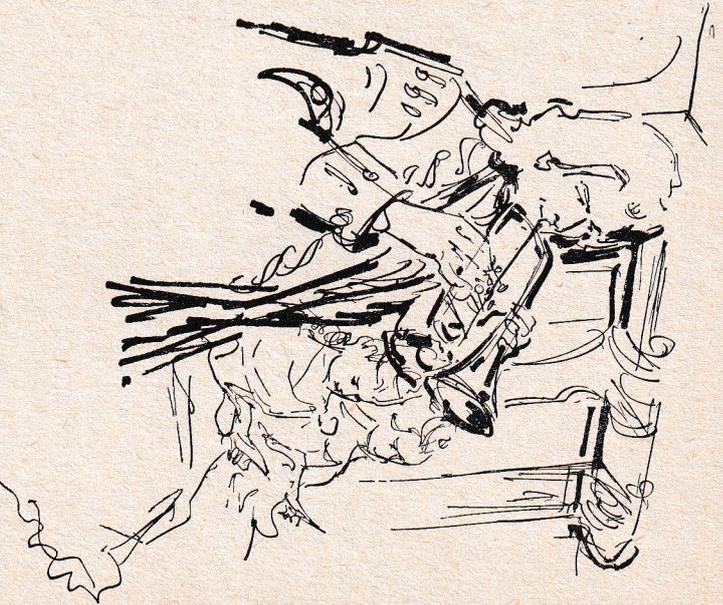
Meine Schwiegermutter schien merkwürdigerweise nicht einmal darüber gekränkt zu sein!

Der verhängnisvolle Sonntag kam heran, und ich mußte nach Liebenstein — ob ich wollte oder nicht! — Im Haus des Oberhofmeisters erwartete mich der Hofküster und geleitete uns in die Schloßkirche. Der Gottesdienst sollte um 10 Uhr beginnen. Fertig angekleidet stand ich in der Sakristei und wartete. Die Turmuhr schlug zehn — aber keine Glocke fing an zu läuten. Ungeduldig wandte ich mich an den Küster, der in einem Kirchstuhl eingeschlafen war: „Die Uhr ist zehn vorbei — warum wird hier nicht geläutet?“

„Weil der Herzog das Zeichen dazu noch nicht gegeben hat“, erwiderte der Küster gähnend. „Der Beginn des Gottesdienstes richtet sich nach seinen Befehlen. Ehe er nicht mit der Trompete das Signal bläst, darf nicht geläutet werden.“

Ich seufzte tief auf, und es wurde mir immer schwerer ums Herz. Endlich ertönten Trompetenstöße vom Schloß her, die Glocken erklangen, der Küster öffnete die Kirchentüren, und die Gemeinde strömte ins Gotteshaus.

Der Herzog hatte seine Trompete mitgebracht. Ihm folgten acht Bediente, die ebenfalls Trompeten trugen. Als das Eingangsglied angestimmt werden sollte, erhoben sich der Herzog und seine acht Bläser und begleiteten auf ihren Instrumenten den Gemeindegesang. Über den Herzog und seine Trompete hatte ich schon allerhand munkeln hören. Man erzählte sich, er bliese



mitte in der Predigt einen Trompetenstoß, wenn ihm eine Stelle darin besonders gut gefiele; mißfiel ihm etwas, so trommelte er mit den Fingern auf der Trompete herum.

Schon den ganzen Morgen über hatte ich gegen meine wachsenden Ärger ankämpfen müssen. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, eine ganz einfache Predigt zu halten. Ich wollte darin folgendes zum Ausdruck bringen: die Besprechung der Leidenschaft des Herzogs für den Trunk gehöre nicht in einen öffentlichen Gottesdienst. So hatte ich mir das zurechtgelegt.

Aber nachdem ich ein inbrünstiges Gebet gesprochen hatte und nun die Kanzel betrat, fiel plötzlich all mein Ärger von mir ab, und es fuhr wie ein heißer Strom durch mich hindurch. Es war, als ob mir plötzlich die Augen geöffnet würden, und da erkannte ich in dem Herzog ein großes Kind — ein irregeleitetes und verwildertes zwar, aber eben doch ein Kind, arglos und im Grunde gutmütig, ja, auch er ein Geschöpf Gottes, von ihm gewollt und geliebt und teuer erkauf mit dem Blute seines einzigen Sohnes. Es war Gottes heiliger Wille, daß allen Menschen geholfen würde — also auch dem Herzog von Liebenstein. Mit einemmal fiel mir die Verantwortung meines Amtes wie eine Zentnerlast aufs Herz. Ich mußte an das Wort aus He-sekiel 3, Vers 18 denken: „Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnst ihn nicht und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hute, auf daß er lebendig bleibe: so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.“

Beim Gedanken an dieses ernste Bibelwort überließ es mich heiß und kalt. Aber wer war ich, daß ich es wagen durfte, dem Herzog ins Gewissen zu reden? Ein junger, unerfahrener Mann, bloß ein unbedeutender Kandidat. . . . Doch dann war es mir, als ob Gott selber zu mir spräche: „Sage nicht: ‚Ich bin zu jung‘; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin mit dir“

Da fiel alle Furcht und Unsicherheit von mir ab. Ich dachte nur noch daran, mein Wächteramt als evangelischer Prediger auszuüben und dem Herzog — wenn es möglich wäre — das Gewissen zu wecken.

Ich las also meinen Predigttext aus Richter 9, 13 vor: „Der Wein macht Götter und Menschen fröhlich.“ Dann erklärte ich, dies sei eigentlich kein für eine Sonntags-

predigt passender Text. Sogleich fing der Herzog an, mit den Fingern auf seiner Trompete zu trommeln. Ich hielt inne und blickte ihn ruhig an, bis das Trommeln wieder aufhörte. Nun kündigte ich meine Absicht an, den Text in zwei Teilen zu behandeln. Im ersten Teil sollte davon die Rede sein, wie der Wein, wenn er dankbar und mit Maßen genossen würde, die Menschen tatsächlich fröhlich mache. Im zweiten Teil wollte ich dann über das Elend sprechen, das der Wein über die Menschen bringt, wenn diese gute Gabe Gottes mißbraucht wird.

Die Gottesdienstbesucher liebten damals lange Predigten, und so sprach ich zuerst über den Weinanbau, der in jener Gegend nicht verbreitet war, über seine Mühsal und seine Freuden, bis endlich der edle Tropfen geerntet und in Fässern eingelagert ist — den Menschen zur Stärkung und Erquickung. — Danach schilderte ich anschaulich, wie ein Übermaß an Wein genuß keineswegs fröhlich mache, sondern Siechtum, Armut, Unfrieden, Schande und Verderben bringe — über den Einzelnen, über die Familien und über ein ganzes Volk. Dazu führte ich viele Beispiele aus der Bibel an: Noah, Lot, Nabal, Holofernes und Belsazar.

Bei diesem Teil meiner Predigt hatte ich mich direkt an den Herzog gewandt. Ich sprach nur halblaut, als sei ich mit ihm allein. Er saß bleich und mit gefalteten Händen da und schaute mich unablässig an. „Noch immer ist die Hand des Allmächtigen ausgestreckt wie einst in Babylon“, so schloß ich meine Predigt und erhob dies eine Mal mahnend und warnend meine Hand. „Sie kann auch an die Wand dieses Hauses schreiben: ‚Gewogen, gewogen und zu leicht erfinden!‘ Amen.“

In dem Fürbitten-Gebet, das nun folgte, bat ich ganz besonders herzlich für den Herzog, sein Haus und sein Land. Dann verließ ich still und unbemerkt die Kanzel und die Kirche. — Später erfuhr ich, daß der Herzog sich nach der Predigt erhoben und mit leisen, zittern-

den Tönen auf seiner Trompete das Schlußlied angestimmt hatte — wie er das öfter zu tun pflegte. Es war diesmal das erschütternde Bußlied Martin Luthers: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöre mein Rufen . . .“

Ich hatte inzwischen mein Pferd bestiegen und ritt unverzüglich heimwärts nach Erfurt. In tiefe Gedanken versunken, ließ ich das Tier nur im Schritt gehen. Ob ich wohl richtig gehandelt hatte? Hatte ich am Ende nicht zu scharfe Worte gebraucht, mir zuviel angemacht — ich, ein junger, völlig unerfahrener Kandidat? Aber ich hatte es ja nicht getan, um mich für die Hofpredigerstelle unmöglich zu machen, sondern um des Herzogs Herz und Gewissen zu bewegen.

Noch hatte ich die Erfurter Stadtgrenze nicht erreicht, da sah ich ein Pferd herangaloppieren, von einem herzoglichen Wagen gefolgt. Ich überlegte. Was sollte ich tun? Mich schleunigst durch eine Flucht über die Grenze in Sicherheit bringen? Das hätte ich leicht bewerkstelligen können, denn ich hatte ja einen guten Vorsprung. Doch ich entschied mich anders. Weshalb sollte ich auch fliehen? Mein Gewissen war ja rein. Nicht mit meinen eigenen Worten und aus eigenem Antrieb hatte ich den Herzog ermahnt; ich hatte nur mein Wächteramt ausgeübt als ein evangelischer Prediger.

So wartete ich ruhig, bis der Reiter mich eingeholt hatte. Ich erkannte in ihm Herrn von Almenhausen, der mich zum Herzog führen sollte. Wir stiegen beide in den nachfolgenden Wagen ein und fuhren in die Residenz zurück. Dort wurde ich in das Kabinett des Herzogs gebeten. Was wir dort unter vier Augen besprochen haben, steht unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses. Ich darf nur soviel darüber sagen: Gottes Geist hatte den Herzog getroffen und sein Innerstes angerührt. Er beugte sich tief und nahm die Gnade Gottes in Jesus Christus an. Seinem Wunsche, mich ganz bei sich zu behalten als seinen Seelsorger, durfte

ich mich nun nicht mehr widersetzen. Ich hatte durch dies Geschehen Gottes Willen für mein Leben klar erkannt und war bereit, den mir gewiesenen Weg zu gehen. Auch die Herzogin freute sich über meinen Entschluß und beglückwünschte mich sehr herzlich.

Und wer war wohl froher über diese Wendung der Dinge als Baron Almenhausen, mein väterlicher Freund? Gar zu gerne hätte er mich gleich einige Tage als Gast beherbergt, doch ich lehnte die freundliche Einladung dankend ab. Es zog mich nach Erfurt zurück.

Noch am gleichen Abend suchte ich dort meine Braut auf. Zu meiner Verwunderung fand ich sie in Tränen. Als sie mich erblickte, stürzte sie, alle Förmlichkeit vergessend, in meine Arme und rief: „Rudolf! Rudolf! Daß du nur wieder da bist! Ich fürchtete schon, der Herzog hätte dich verhaften und einsperren lassen.“

Dann erzählte sie mir, ihre Mutter hätte darauf bestanden, hinter mir drein nach Liebenstein zu fahren, um meine Probepredigt anzuhören. Die Hofkirche war zwar schon überfüllt, aber die Küstersfrau führte die beiden Damen in einen Nebenraum, wo sie dem Prediger ungestört lauschen konnten, ohne ihn allerdings zu sehen. Nachher vernahm ich die beiden Frauen aus Erfurt, der Herzog von Liebenstein hätte Herrn von Almenhausen hinter dem Kandidaten Vargula hergeschickt, um ihn festnehmen zu lassen.

Nachdem sie sich alles von der Seele herunter geredet hatte, vergoß Mimi noch ein paar Tränen der Aufregung und der Erleichterung, und ich hielt ihre Hand. Plötzlich rief eine harte Stimme: „Lassen Sie die Hand meiner Tochter sofort los, Herr Kandidat! Sie haben mein Vertrauen getäuscht, das Glück meiner Tochter mit Füßen getreten und mich und sie zum Gespött der Leute gemacht. Einen solchen Schwiegersonn wünsche ich mir nicht und löse hiemit Ihre Verlobung mit meiner Tochter.“

Sie versuchte, Mimi wegzuziehen, doch meine Braut klammerte sich nur noch fester an mich und rief: „Nein, Mama! Ich gehöre Rudolf, und er gehört mir. Sie dürfen uns nicht trennen. Mich verlangt es nicht an den Hof einer Residenz. Ich ziehe mit ihm auf ein Dorf — oder wohin er will.“

Da wurde Frau Kaldow bleich vor Wut und schrie mich an: „Wer sind Sie denn, daß Sie es wagen, die Hand des Fräuleins von Redtstein zu begehren? Was sind Sie denn?“

Ich lächelte ein klein wenig und antwortete ganz ruhig: „Ich bin Rudolf Vargula, Hofprediger des Herzogs Friedrich von Liebenstein.“

„Sie Hofprediger? Nach einer solchen Predigt?“ — Sie lachte mir höhnisch ins Gesicht und wollte es zuerst nicht glauben. Als ich ihr dann alles ausführlich berichtet hatte, glätteten sich die Wogen ihres Gemüts, und sie sprach in einem geradezu liebenswürdigen Ton: „Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch entgegen. Nun steht Ihrer Verbindung mit Mimi nichts mehr im Wege. Wir werden die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen.“

So bald, wie wir es gehofft hatten, wurde uns dieser Wunsch allerdings nicht erfüllt. Frau Kaldow erkrankte schwer. Es wurde ihr nicht vergönnt, in das Hofleben zurückzukehren. Als wir endlich in das Hofpredigerhaus einzogen, war sie nicht mehr bei uns, sondern ruhte auf dem Kirchhof von St. Severin.

Und wie erging es uns in Liebenstein? Bereute ich es, die Hofpredigerstelle angenommen zu haben? Nein. Herzog Friedrich wurde nicht nur mein Patronsherr, sondern mein aufrichtiger, lieber Freund. Ich war ja nur sein Diener und Gehilfe zur Seligkeit und muß doch sprechen wie David, als er Jonathan beweinete: „Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt.“

Im Jahre 1750 starb mein lieber, gnädiger Herzog und Herr nach langem Leiden, das er mit christlicher

Geduld ertragen hatte. Er war den ihm anvertrauten Menschen ein Vorbild im Wandel geworden und geblieben. Still ist er dann in Gott eingeschlafen. Es fiel mir schwer, ihm die Leichenpredigt zu halten. Den Text dazu hatte er sich selber ausgesucht, und zwar den letzten Vers aus dem Buche Nehemia: „Gedenke meiner, mein Gott, im Besten!“

Umschlagentwurf und Textillustrationen: Gerd Rau
Druck und Verlag
St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt, 763 Lahr-Dinglingen
Printed in Germany · 6174/1975
ISBN 3 501 12098 2

Verlag der St.-Johannis-Druckerei
C. Schweickhard, Lahr-Dinglingen (Baden)

Aufblick

Früher: Palmzweigle

Erzählungen aus dem Leben für jung und alt

- 12004 Unverhofftes Wiedersehen
12013 Eine fröhliche Todesbotschaft
12041 Ein unerschrockener Zeuge Gottes
12047 Paul Aukschun, Sein Werk kann niemand hindern
054 Mary Jones und ihre Bibel
058 Irma Petzold-Heinz, Heino kommt nach Nürnberg
059 Anny Wienbruch, Zu Gottes Lob und Ehre
060 Irma Petzold-Heinz, Der hochmütige Junker
062 Irma Petzold-Heinz, Ein Leben von Gott geführt
064 Anny Wienbruch, An des andern Statt
066 Anny Wienbruch, Die geheimnisvolle Kapsel
067 Irma Petzold-Heinz, Der Ritt nach Worms
073 Carl Heinz Kurz, Die geöffnete Tür
074 Irma Petzold-Heinz, Der Schmied von Bretten
075 Irma Petzold-Heinz, Das Leinwandbille
076 Joachim Ulrich, Das zertretene Kruzifix
12077 Hildegard Krug, Die Kirche von Karuna
12078 Carl Heinz Kurz, Am Rande der Welt
12079 Anny Wienbruch, Sturm über der Wartburg
12083 Anny Wienbruch, Das Licht auf dem Berge
12084 Anny Wienbruch, Die Königin im Turm
12085 Anna Bachofner, Die neuen Eltern
12087 Anny Wienbruch, Die Frau vom Sankt Paulin
12088 Das Heimatläuten
12089 Arthur Bach, Der schwarze Peter
12090 Hildegard Krug, Der Pfarrersbub von Stenbrohult
12091 Die verlorene und wiedergefundene Geige
12092 Droben in der Bergkapelle
12093 Arthur Bach, Was Liebe vermag
12094 Hildegard Krug, Das Geheimnis der Inkas
12095 Irma Petzold-Heinz, Friede ernährt, Unfriede verzehrt
12096 Anny Wienbruch, Des Königs Sänger
12097 Hildegard Krug, Afra und die Fremdlinge
12098 Hildegard Krug, Der tapfere Kandidat
12099 Herrmann Waldenmaier, Der Dichter mit dem fröhlichen Herzen (M. Claudius)
12100 Anny Wienbruch, Elisabeth von Thüringen

ab 10 u. Erwachsene



Hildegard Krug

*Der
tapfere
Kandidat*

Aufblick

sp 12098